

Alexander Deeg

Als Prediger/in und Predigthörende vor der Gottesfrage

Die erste Exposition

Von einer Krise sprechen wir gerne – am Beginn von Büchern, von Vorträgen, am Beginn von Tagungen. Weil sich damit die Relevanz des Buches, des Vortrags, der Tagung ganz unmittelbar erweisen lässt. Wäre alles in Ordnung und gäbe es keine Krise, wäre auch das Unternehmen dieser Tagung mindestens fraglich. Also: Steigen wir ein mit einer Krise und mit der Behauptung: Die vielfältig wahrgenommene Problematik der Predigt in unseren Breiten, die vielfältige und immer neu artikulierte Predigtkritik, die Kritik an ihrer Konventionalität, Langeweile oder Belanglosigkeit – alles dies ist im Kern auf eine Krise des Redens von Gott in unseren Predigten zurückzuführen.

Wenn ich diese Krise einmal knapp diagnostiziere, dann stellt sie sich etwa so dar: „Gott“ zur Sprache bringen, so dass wirklich „Gott“ zur Sprache kommt – das kann ich nicht. Das übersteigt jede menschliche Möglichkeit, auch die Möglichkeit der Sprache. Darauf hat vor etwa 100 Jahren Karl Barth m.E. sehr zurecht hingewiesen und genau dies als die grundlegende Predigtnot bezeichnet. Und andererseits gilt: Mehr als die Sprache haben wir nicht (wobei ich „Sprache“ nun weit verstehe und alle menschliche Ausdrucks- und Kommunikationsmöglichkeit einschließe!). Was wir daher tun? Wir reden, plappern drauflos, wiederholen uns. Wir reden zu routiniert, viel zu konventionell. Und erwarten nichts mehr! Und wenn ich hier „wir“ sage, dann meine ich auch *mich* und meine Predigten.

Drei Weisen dieser Routine erkenne ich, drei sehr unterschiedliche Wege. Sie alle begegnen, manchmal in Verbindung miteinander:

1. Die *reflexive Abstraktion*: Gott ist der Sinn des Sinns – oder so ähnlich ... „Sinn des Sinns“, diese Wendung stammt von dem Berliner Philosophen Volker Gerhardt.¹ Sie gehört hinein in die lange Liste der Versuche von Theologinnen und Theologen, den Signifikanten |Gott| in andere Sprache zu übersetzen, die anschlussfähig ist an unsere Zeit, unsere Lebenserfahrung – vor allem aber: unser Denken. Gott kann dann das „Geheimnis der Welt“² (Jüngel) sein, das „was uns unbedingt angeht“³ (Tillich), das „Woher meines Umgetriebenseins“⁴ (Herbert Braun). Wilhelm Gräb, der Berliner Praktische Theologe, bezeichnet Gott als das „personale Gegenüber der Hinwendung zum Grund der je subjektiv empfundenen Daseinsgewissheit“⁵, wofür im homiletischen Tagesgeschäft auch vom „grundlosen Grund unseres Grundvertrauens“⁶ gesprochen werden dürfe. All diese Übersetzungen versuchen Gott für denkende Menschen unserer Tage einigermaßen plausibel zu machen. Funktioniert das?

2. Das *Aufsuchen Gottes im ganz Alltäglichen*: Gott und sein Handeln werden mit ‚kleinen‘ Erfahrungen im Alltag verbunden. Gottes Trost – das ist dann das freundliche Wort, das mich beim Einkaufen trifft; Gottes bedingungslose Liebe – sie ist zu ‚greifen‘ in der Umarmung des Flüchtlings aus Syrien am Bahnhof in Wien. Die Auferstehung wird zur Sprache gebracht, indem das Aufstehen am Morgen oder die Genesung nach einer längeren Krankheit als Erfahrung erzählt wird. Und so ist dann *Gott*, der damit hinein verschwindet in das, was jede und jeder kennt, in das, was alltäglich ist oder mindestens am Rande des Alltags allen irgendwie bekannt und vertraut.

¹ Vgl. Volker Gerhardt, *Der Sinn des Sinns. Versuch über das Göttliche*, München 2015.

² Vgl. Eberhard Jüngel, *Gott als Geheimnis der Welt. Zur Begründung der Theologie des Gekreuzigten im Streit zwischen Theismus und Atheismus*, Tübingen 72001.

³ Vgl. Paul Tillich, *Systematische Theologie I/II*, Berlin/New York 1987; die zitierte Wendung findet sich immer wieder in diesem Werk und charakterisiert die existentielle Dimension jedes Theologietreibens: „Was uns unbedingt angeht, läßt keinen Augenblick der Gleichgültigkeit und des Vergessens zu. Es ist ein Gegenstand unendlicher Leidenschaft“ (19).

⁴ Herbert Braun, *Die Problematik einer Theologie des Neuen Testaments*, in: ders., *Gesammelte Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt*, Tübingen 1962, 325–341, 341.

⁵ Wilhelm Gräb, *Predigtlehre. Über religiöse Rede*, Göttingen 2013, 258.

⁶ Gräb, *Predigtlehre*, 261.

3. Diese beiden ersten Wege sind immerhin *Versuche*, Versuche mit dem Sprachproblem umzugehen. Daneben gibt es auch – und ich betone nochmals: auch in meinen eigenen Predigten – eine schlichte Wiederholung von Worten und Sätzen, von Sprachspielen, die bekannt sind – und irgendwie belanglos. Vor allem dafür werden wir von außen kritisiert.

Einige Furore hat im Jahr 2016 das Buch des damals knapp 30-jährigen, katholischen Politik- und Kommunikationsberaters Erik Flügge gemacht: „Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“.⁷ Er würde sich ja gerne wieder der Kirche annähern, sagt er. Aber was ihn hindert, ist vor allem die Sprache, die ihm kirchlich begegnet: „[...] ich halte es nicht aus, wenn ihr sprecht“ (9). In den 80er Jahren stehen geblieben sei die kirchliche Sprache und gestorben „mit diesen Pullovern, die ihr noch heute tragt“ (9). Wir lebten, so Flügge, in Zeiten der Mehrperspektivität, nicht der beschworenen „Ganzheitlichkeit“, in Zeiten der „subtilen Ironie“ (9), die sich auf den Kanzeln nicht finde.

Verkündigung scheitere, so Flügge, an vielem: an der Referentialität und Konventionalität, an der Bürgerlichkeit und langweiligen theologischen Stimmigkeit, am Mittelmaß (vgl. 29f.)⁸ und an dem mangelnden Vertrauen in die Hörerinnen und Hörer: „Muss es nicht einen Unterschied machen, ob ich in der Kirche oder in der Kita bin?“ (31). Vor allem dürfe Gott nicht unter Wert verkauft werden: „Wenn Gott so kurz gesprungen denkt, wie er verkündet wird, dann wundert mich nichts mehr in der Welt.“ (110)

„Mein Problem ist, dass Kirche mich nur unterbricht, aber nicht stört. Ich würde mir wünschen, sie würde mich stören oder gar verstören.“ (55) „Meine Idee vom Sprechen von Gott ist eine, die Spuren und im Zweifelsfall auch Wunden hinterlässt.“ (69)

Auf wenigen Seiten und ebenfalls nicht ohne Polemik, Ironie und Zuspitzung hat auch der Pfarrer Markus Beile im Deutschen Pfarrerblatt auf die

⁷ München 2016.

⁸ „Wer ein Kirchenlied von Bach hört und es mit neuem geistigem Liedgut vergleicht, der kann doch nicht anders, als beschämt zu Boden zu blicken. [...] Das Mittelmaß in der Kirche von heute zwingt eher dazu, sich als Künstler von Kirche zu distanzieren“ (30).

Probleme der Gottesrede in Predigten hingewiesen.⁹ Beile analysiert aktuelle Predigten auf ihr Gottesbild hin¹⁰ und stellt fest: Gott ist darin vor allem „ein netter Kerl“ – und die große Frage, wie von Gott geredet werden kann angesichts der bleibenden menschlichen Unmöglichkeit, von ihm als dem Geheimnis der Welt zu sprechen, scheint viele/manche Predigerinnen und Prediger kaum noch zu bekümmern. „Gott wird (wieder) unbefangen als Weltraum-mensch vorgestellt, eine Art älterer Onkel, der uns duzt, manchmal ein wenig vergesslich ist, aber immer lieb bleibt, was wir auch ausgefressen haben“ (349). Beile stellt fest: „Man mag sich bei dieser Art von Gottesbild auf alles Mögliche berufen, aber bitte nicht auf die Bibel“ (349). Anstatt „läppisch“ (350) von Gott zu reden, fordert Beile dazu auf, sich der metaphorisch-symbolischen Dimension *jeder* Rede von Gott neu bewusst zu werden und so tastend und ahnend, metaphernreich und symbolisch Sprache zu finden (vgl. 350).

Von Gott reden – das geht nicht ohne unsere Sprache und gleichzeitig in dem Bewusstsein, dass sie dafür nicht reicht. Nichts wäre daher problematischer, als ‚Gott‘ einzufangen in die Sprache – und zu meinen, dass wir ihn haben und austeilen können – an die da draußen (die ihn vielleicht noch nicht kennen).

Daher suche ich nach *Unterbrechungen*. Unterbrechungen unserer eingeübten Rede. Ich suche danach, dass die Sprache auch wieder be-fremden darf, weil sie mit Gott zu tun hat, der jede Sprache und all ihre Logiken übersteigt, transzendiert, fragmentiert, zerbröselt.

Luther (wenigstens kurz möchte ich doch an ihn erinnern in diesem Jahr 2017 – auch wenn manche es vielleicht schon nicht mehr hören können): Luther hatte – wenigstens teilweise – genau dafür einen Sinn. Es braucht eine *neue Sprache*, eine *nova sprach*, so meinte er. Von der Auferweckung der Toten kann man nicht so reden, wie vom Aufstehen am Morgen.

⁹ Vgl. Markus Beile: Mit Gott auf du und du. Die Rede von Gott in heutigen Predigten, in: DtPfrBl 116 (2016), 348–350. Die folgenden Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf diesen Aufsatz.

¹⁰ Vgl. dazu auch Alexander Deeg: Gottesprojektionen homiletisch. Bilder von Gott in Bibel, Kunst und Predigt, Leipzig 2016.

In einer Predigt vom 4. Advent, 22.12.1532, zu 1Kor 15¹¹ erkennt Luther, wie Paulus selbst einen sprachlichen Bildersturm vollzieht, wie er ein altes Bild zerstört und ein neues schafft. Wir sagen: Da ist jemand *gestorben*. Paulus aber sagt: Nein, es heißt bei Christenmenschen nicht „gestorben“, sondern „gesät“ („Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich ...“, 1Kor 15,42). Diese neue Sprache verändert, so Luther, alles.

„Sed apud nos Christianos kentlich und gengig sey sprach, quod non heisse gestorben, begraben, sed auff himlich deudsch und recht geseet. Sic deus, Angeli loquuntur, et Christiani sollen die zungen anders schaben et oculos leuchtern, quia est nova sprach in Paulo.“¹²

Die Zungen anders zu schaben, damit die Augen Neues sehen – das ist die Bild- und Wirkungslogik von Luthers Predigt. So reden, damit in der Rede Platz wird für das Neue, das Andere, das Unterbrechende, das wir mit dem Wort „Gott“ verbinden – und wonach ich mich sehne und ausstrecke.

Der Skandal des Kreuzes (*skandalon tou staurou*) braucht eine skandalöse Sprache. Aber was heißt das? Der Gott, der sich als der Schöpfer und allein Mächtige an Israel bindet und Mensch wird, geht nicht auf in den Konventionen und Stereotypen meiner Rede. Wie aber können wir dann reden und Sprache finden?

¹¹ WA 36, 638–648.

¹² WA 36,644.